

Nadelstiche für die Freiheit

Die Revolution in Ägypten hat den Traum von einem besseren Leben nicht erfüllt. Jetzt lassen sich junge Leute tätowieren, um ein Zeichen zu setzen. Yasmine und Kamal zum Beispiel.

VON THERESA BREUER

Auf den Straßen von Kairo patrouilliert die Militärpolizei, Anhänger des Präsidentschaftskandidaten Abd al Fattah al Sisi schwenken jubelnd die ägyptische Flagge. Es ist Ende Mai, der zweite Wahltag in Ägypten, und die wahren Sisi-Fans lassen sich auch nicht von 40 Grad Hitze vom Feiern abhalten. Im ersten Stock eines grauen Bürogebäudes im Kairoer Nobelviertel Zamalek steht Kamal, 22 Jahre alt, und schnaubt verächtlich. Auf das Geschehen unten an der Kreuzung blickt er im wahrsten Sinne des Wortes herab. „Das sind keine freien Wahlen“, sagt er. „Das ist eine Farce.“

Kamal geht heute nicht wählen. Er lässt sich tätowieren, im „Nowhereland“, Kairos neuestem Tattoo-Studio. Ein bunter Fuchs soll auf seinem Oberarm prangen. „Ein Statement gegen das Establishment“, sagt er. Was für Menschen aus dem Westen nach abgedroschener Achtundsechziger-Romantik klingt, ist in Ägypten hochaktuell. Denn in einer Gesellschaft, die maximale Anpassung von ihren Bürgern fordert, kann schon ein bunter Fuchs bedeuten: Ihr könnt mich mal.

Kamal ist einer jener studierten jungen Ägypter, die 2011 etwas verändern wollten im Land. Wie Millionen andere hat er auf dem Tahrir-Platz für Brot, Freiheit und soziale Gerechtigkeit demonstriert. Geblieben ist davon kaum mehr als eine Erinnerung. Aus dem Präsidentschaftskandidaten al Sisi ist inzwischen der Präsident al Sisi geworden, der schon jetzt mit seinen autoritären Vorgängern verglichen wird. Politisch Andersdenkende werden weggesperrt oder mundtot gemacht.

Die Freiheit, auf die sie gehofft haben, findet sich nur noch in Nischen. Wie im „Nowhereland“. Diesen März wurde es eröffnet. Die Besitzerin Orne Gil ist eine jungenhaft wirkende Frau mit kurzen Haaren und einem Beatles-Tattoo auf dem Oberarm. Ursprünglich kommt sie aus Venezuela, ihr Handwerk hat sie in Italien gelernt. Dass sie jetzt in Ägypten lebt, war eine bewusste Entscheidung: „Es hat mich schon immer gereizt, Tattoo-Kunst in Länder zu bringen, wo sie aus kulturellen, religiösen oder politischen Gründen verpönt ist“, sagt sie. „Als in Ägypten Revolution war, dachte ich: Das ist das Land, und das ist der Moment.“ Also ist sie hergezogen.

Angefangen hat alles in ihrer Kairoer Wohnung, wo die 26-Jährige Freunde und Bekannte tätowiert hat. Später zog sie in den



„Das geht nie wieder weg, gut so“: Dass sich ein muslimisches Mädchen tätowieren lässt, ist noch ungewöhnlich. Vor 2011 wäre es undenkbar gewesen. Aber auch Yasmine möchte ihren nackten Rücken nur einer Frau zeigen.

Fotos Theresa Breuer



Niemandsland: Kamal trägt künftig einen Fuchs auf dem Arm.

Hinterraum eines Schönheitssalons. Weil die Nachfrage immer größer wurde, eröffnete sie das „Nowhereland“. Mit ihr arbeiten zwei weitere Tätowierer: Simona Trappani, 34, aus Italien, und Bix Ankh Heka, 25, aus Ägypten. Gemeinsam tätowieren sie zwischen 25 und 40 Ägypter im Monat. „Es ist auffällig, dass viele unserer Kunden Motive verlangen, die Freiheit symbolisieren, wie Vögel oder Flügel“, sagt Orne. Beliebte

seien außerdem Motive, in denen altägyptische Kultur und Revolutionssymbolik verschmelzen. Wie das Logo des Studios: Es zeigt die Pharaonengattin Nofretete mit Gasmasken. Das Motiv stammt von einem ägyptischen Graffiti-Künstler, Orne hat es einer Aktivistin auf den Oberschenkel tätowiert. Auch Tätowierer Bix trägt Revolutionskunst: Auf seinem Unterarm sitzen ein roter und ein blauer Vogel, beide tragen Gasmasken. „Das sind

ich und meine Freunde bei Straßenschlachten mit der Polizei“, sagt er.

Bislang gibt es in Ägypten nur eine Handvoll Tattoo-Studios. Auf der einen Seite sehen Orne und ihre Mitstreiter das als große Chance. „Wir gestalten die Szene von Anfang an mit“, sagt Orne, „das ist schon etwas sehr Besonderes.“ Andererseits sei es auch eine Verantwortung, weil es in Ägypten noch kein Bewusstsein für Tattoos gebe: „Wir bekommen ständig Anrufe von Leuten, die sich den Namen ihres Freundes oder ihrer Freundin tätowieren lassen wollen.“ Solche Wünsche zeigen, dass Aufklärungsbedarf herrscht.

Deshalb hat Orne eine Liste geschrieben, mit dickem Filzstift. Sie hängt auf zwei Metern im Eingangsbereich. Wir tätowieren niemals die Namen von Freund oder Freundin, steht da. Wir tätowieren keine betrunkenen Leute. Wir verhandeln nicht über Preise. „Manche Leute verhalten sich, als befänden sie sich auf einem Basar“, sagt Orne. „Aber wer nicht bereit ist, mindestens 50 Euro für ein Tattoo zu zahlen, der kann uns gestohlen bleiben.“ Der wichtigste Punkt steht ganz oben auf der Liste, gefolgt von vielen Ausrufezeichen: Tattoos halten ein Leben lang! „Fast jeder fragt, wann das Tattoo wieder weggeht“, sagt Orne.

Wenige Tage vor der Präsidentschaftswahl stellt wieder jemand die Frage. Es ist später Nachmittag, eine junge Frau betritt das Studio. Sie trägt ein Kopftuch, ebenso wie ihre Mutter, die sie begleitet. Die junge Frau weiß schon, was sie will. Ein Schmetterling auf dem Rücken soll es sein. „Wie lange hält das Tattoo?“, fragt sie dann. „Das geht nie wieder weg“, erklärt ihr Bix. „Gut so“, sagt sie.

Yasmine, 25, ist das erste Mal in ihrem Leben in einem Tattoo-Studio. Dass sich ein muslimisches Mädchen tätowieren lässt, ist sehr ungewöhnlich. Vor 2011 wäre es undenkbar gewesen. Yasmine sagt: „Wenn uns diese misslungene Revolution etwas gebracht hat, dann doch zumindest die Erkenntnis, dass wir nicht allen Regeln folgen müssen, sondern uns selbst eine Meinung bilden können.“

Aber Yasmine hat noch einen anderen Grund, warum sie ihren Körper verzieren möchte. Entlang ihrer Wirbelsäule verläuft eine große Narbe, sie stammt von einer Operation, die sie vor zehn Jahren hatte. „Ich werde in ein paar Wochen heiraten“, sagt Yasmine, „und ich möchte nicht, dass mein zukünftiger Mann die Narbe sieht.“ Ihre Familie sei einverstanden mit der Tätowierung, sogar ihr Vater. Einzige Bedingung: Au-

ßer ihrem Ehemann soll es niemand erfahren.

Dabei haben Tattoos in Ägypten durchaus Tradition. Einige Wissenschaftler gehen gar davon aus, dass die Tätowierung im alten Ägypten erfunden wurde. Das zu beweisen ist nicht einfach, da Haut nach dem Tod schnell verfällt. Gegeben hat es sie aber in jedem Fall: Einige Mumien weisen Tattoo-Rückstände auf. Diese Mumien sind zum Teil über 2000 Jahre alt und fast ausnahmslos weiblich. Oft als Priesterinnen oder Konkubinen beschrieben, zeigen die Frauen elliptische Zeichnungen unterhalb des Bauchnabels und in der Beckenregion. Forscher nehmen an, dass die geometrischen Formen die Frauen schützen und ihre Fruchtbarkeit fördern sollen.

Mit der arabischen Eroberung vor rund 1300 Jahren ist die Tattoo-Kunst in Ägypten weitgehend verlorengegangen. Zwar gibt es keine Passage im Koran, die Tätowierung explizit erwähnt, aber die meisten Gelehrten betrachten sie als *haram*, als verboten. Die vorherrschende Meinung lautet, dass Tätowierungen eine Form der Körperverstümmelung seien und damit ein Eingriff in Allahs Schöpfung. Yasmine und ihre Mutter sagen, sie wüssten, dass Tattoos für Muslime eigentlich tabu seien.

„Aber man darf das nicht alles so eng sehen“, sagt die Mutter.

Yasmine durchstöbert die Kataloge, bis sie einen Schmetterling findet, der ihr gefällt. Nachdem Orne und Bix das Motiv in der gewünschten Größe gezeichnet haben, verlässt Bix den Raum. Yasmine muss ihr Oberteil ausziehen, damit Orne sie tätowieren kann. So liberal, wie sie auch sein mag, ihren nackten Rücken wird Yasmine nicht vor einem fremden Mann zeigen. „Wird es weh tun?“, fragt sie, während sie auf einer Bank Platz nimmt. „Klar wird es weh tun“, entgegnet Orne. Dann fügt sie gnädig hinzu: „Aber nur ein bisschen.“

Nervös sitzt Yasmine mit entblößtem Oberkörper jetzt da, das Gesicht zur Wand gedreht. Orne legt sich die nötigen Utensilien zu recht - Desinfektionsmittel, Farbe, Tätowiernadel - und dreht die Musikanlage auf. Die Punkband Ramones grölt „Sheena Is a Punk Rocker“ aus den Boxen. Stoisch sitzt Yasmines Mutter auf einem Stuhl neben ihrer Tochter und versucht, sich nicht anmerken zu lassen, wie irritiert sie über den Krach ist. Orne registriert ihren Blick. „Manchmal prallen die Wellen schon etwas aufeinander“, sagt sie, „aber das macht es ja gerade so interessant, hier zu arbeiten.“ Dann schaltet sie die Nadel an.

STEHT MIR DAS?

Prinz George, 15. Juni, Cirencester

VON ANKE SCHIPP

Das letzte Mal zeigte sich Baby George vor knapp zwei Monaten in Australien. Jetzt durfte er zum Public Viewing aufs Land, wo Papa William an einem Poloturnier teilnahm. Zwei Dinge fielen auf: Er interessierte sich mehr für einen Stofffußball als für Papas Polospiel. Sind das womöglich die bürgerlichen Gene? Und: Er trug die gleiche Hose wie damals in Australien. Folgt er damit Mums Dresscode? Zu denen gehört schließlich auch: Trage die Kleider auf!

Die Haltung

Forsch und selbstbewusst. Dazu neugierig und wachsam. Ganz ein künftiger König!

Foto: Getty



Das Shirt

Zum Polospiel das Poloshirt - wie die Mama: immer passend zum Anlass angezogen.

Die Haare

Schwachstelle der Windsors. Auch Georges Haare sind seit April kaum gewachsen. Andererseits: Opas Segelohren sind ihm erspart geblieben.

Die Hose

Sieht französisch aus, ist spanisch. Ein royales Statement zur EU?

Die Schuhe

08/15-Schlappchen. Auch hier bleibt er auf Mums Linie: Niemals abheben!

BRAUCH' ICH DAS?

Google Glass, DvF, etwa 1500 Euro

VON JENNIFER WIEBKING

Tragen Sie noch eine ganz gewöhnliche Sonnenbrille? Eine mit verspiegelten Gläsern? Mit buntem Rahmen? Oder eine Pilotenbrille? Oder spielen Sie auch schon mit dem Gedanken, sich bald eins dieser Google-Glass-Modelle zuzulegen? Um etwas im Internet nachzuschauen, brauchen Sie ja eh längst nicht mehr den Laptop, geschweige denn den großen Standcomputer. Heute reicht das Smartphone oder das iPad, um Zeitung zu lesen, zu prüfen, wann die Bahn abfährt, um noch mal das Date von gestern Abend zu googeln.

Noch besser ist es also, wenn man bald nicht mehr in gebeugter Haltung über dem Teil hängt, sondern den Blick geradeaus richten kann und dennoch zugleich in dem tollen neuen Restaurant einen Tisch reserviert.

Google kenne ich, klar, aber wer ist DvF? DvF steht für Diane von Fürstenberg, die

New Yorker Designerin, die in den Siebzigern mit Wickelkleidern bekannt wurde.

Was hat DvF mit Google zu tun?

Vor knapp zwei Jahren saß Sergey Brin, einer der zwei Google-Gründer, bei der Schau von DvF in der ersten Reihe. Mit Glass, versteht sich. Nun entwirft die Designerin für Google Gestelle der „Made for Glass“-Kollektion.

Erinnert das „Glass“-Modell nicht ein bisschen an eine Skibrille? Ein bisschen schon, aber ein so massiver Apparat braucht ja auch eine

möglichst große Brillenfläche. Alternativ gibt es aber auch noch zwei schlichtere schwarze Modelle und eins in Braun.

1500 Euro? Nicht billig. Ein iPad kostet zwischen 500 und 900 Euro, ein iPhone etwa 700 Euro. Aber denken Sie daran, dass iPad und iPhone gegen Google-Glass Steinzeitmodelle sind.

Was kann ich damit alles machen? Wonach Ihnen gerade ist: E-Mails schreiben, Musik hören, schnell einen Schnappschuss machen, das Wetter checken, die Nachrichten, den Treffpunkt finden, an dem schon alle Ihre Freunde auf Sie warten.

Wo kann ich das Teil kaufen? Im Internet, wo sonst. Gibt's auf Google.com/Glass sowie Net-a-porter.com.

Ich verlege mein Smartphone ständig. Ist die Brille die Lösung? Klar. Solange Sie nicht jemand sind, der ständig seine Brille verlegt.



Foto: Hersteller